

# Die schwäbisch-fränkische Stammesgrenze im Kreis Calw im Spiegel der Mundart

Von Hans-Adolf Oechsner

Wenn man von Nagold in lieblicher Tallandschaft nach Calw fährt, kommt man in geringer Entfernung südlich der Kreisstadt nach dem kleinen Ort Kentheim mit seinem unscheinbaren, aber geschichtlich und kunstgeschichtlich bedeutungsvollen Candiduskirchlein dicht an der Straße. Niemand würde vermuten, daß er auf dieser Fahrt kurz vorher die Grenze überschritten hat, die vor einem Jahrtausend noch zwei Herzogtümer und Stämme voneinander schied, nämlich Schwaben und Franken. Kentheim ist der erste Ort auf ehemals fränkischem Boden. Östlicher Nachbarort, auf der Höhe des Gäus, ist Stammheim. Die Orte auf -ingen, wie Gütlingen, Effringen, Emmingen, Oberjettingen, die auf Besiedlung in vorfränkischer Zeit hinweisen, sind im Süden ganz zurückgeblieben.

Die alte Stammesgrenze ist nirgends ausdrücklich belegt; sie läßt sich lediglich aus verschiedenen Tatsachen erschließen, z. B. aus der kirchlichen Zugehörigkeit einzelner Orte im Mittelalter. So gehörten in der Regel die Orte des fränkischen Gebietes zum Bistum Speyer, die des schwäbischen zum Bistum Konstanz. Demnach dürfte die Stammesgrenze im Calwer Gebiet etwa folgendermaßen verlaufen sein: Auf der Gäu-Seite zwischen Stammheim und Gütlingen zur Nagold; dann der Teinach und vielleicht dem Angelbach folgend auf die Höhe nach Oberkollwangen; im Bereich der Orte Oberkollwangen und Agenbach ist der Grenzverlauf ungewiß; Oberkollwangen gehörte im späten Mittelalter zur einen Hälfte zu Konstanz, zur andern zu Speyer, liegt aber heute eindeutig südlich der Mundartgrenze; jedenfalls stieß dann die Grenze von hier an durch das unbesiedelte Waldland nördlich an Meistern vorbei nach Westen zur Großen Enz vor, welche selbst ein Stück weit die Grenze bildete; südlich von Enzklösterle bog sie dann offenbar nach Westen ab und verließ in der Richtung gegen das Murgtal hin das Gebiet von Calw.

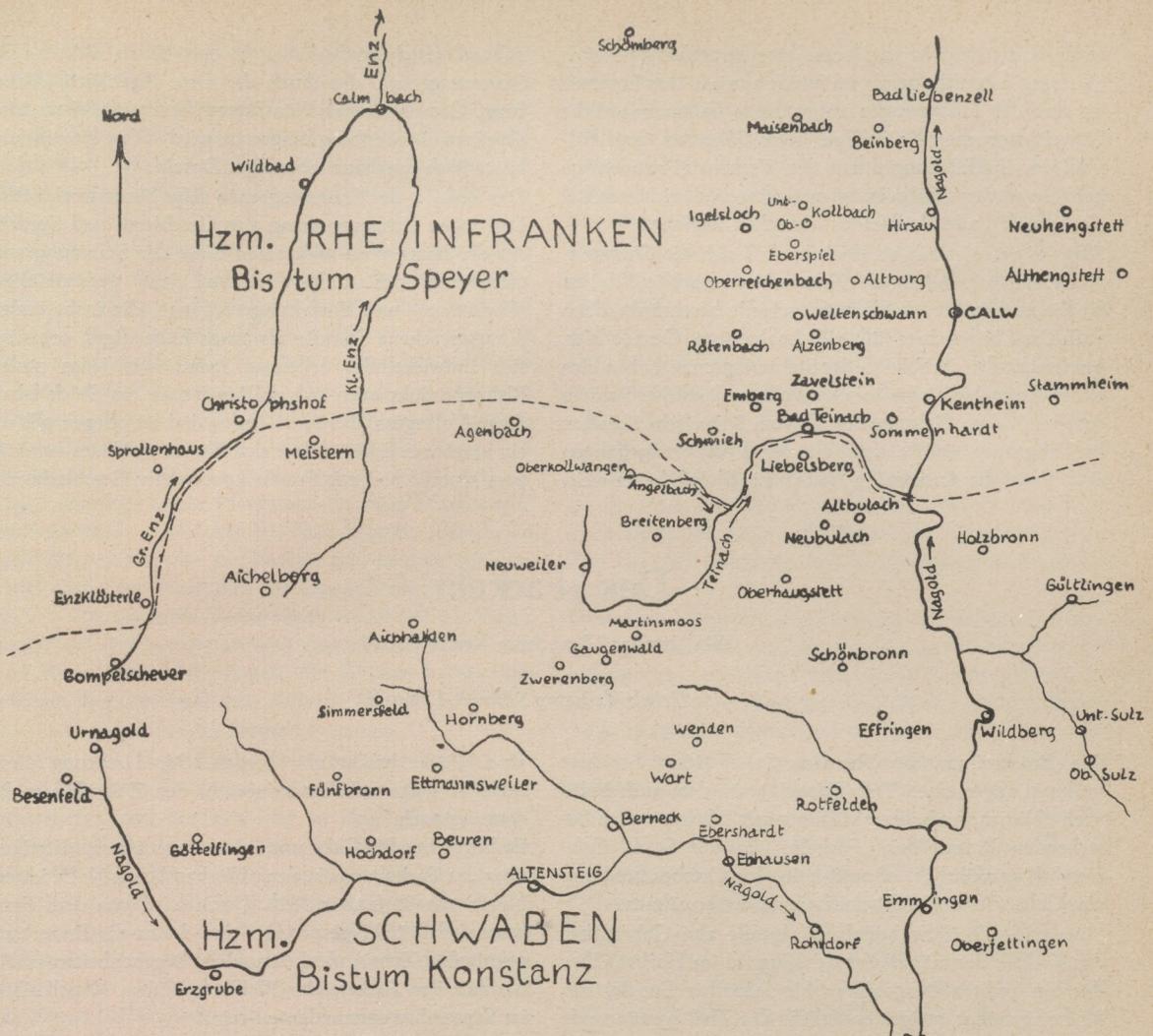
Da nun fast alle Gebietsteile nördlich und südlich der Stammesgrenze schon gegen Ende des Mittelalters württembergisch und in der Reformation evangelisch wurden, wüßte man heute gemeinhin nichts mehr von jener, wenn nicht einige deutliche mundartliche Unterschiede zwischen hüben und drüber bestünden. Jedes Kind weiß, daß man in den Ortschaften nördlich der Teinach und enzabwärts von Enzklösterle an für nein, Stein, Bein *naaen*, *Schdaan*, *Baaen* sagt, wofür es südlich davon *noan*, *Schdoan*, *Boan* heißt. Da dieser grundlegende Unterschied alle Wörter mit altem ei-Laut betrifft, gibt es eine Fülle von Gelegenheiten zu Spott und Neckerei.

So freuen sich die Einwohner von Zavelstein über die Leute von der andern Seite der Teinach, die den Namen ihres schmucken Städtleins *Zaavelschdoan* aussprechen, während es doch bei ihnen selbst *Zaavelschdaaen* heißt.

Ja, schon in Teinach verwundern sich die Kinder, wenn etwa ein Liebelsberger herabsteigt und von ihrem Kurort als *Doanech* spricht, oder gar einen „*Doanech*“, das heißt Teinacher Wasser zu trinken begeht, wo man doch bei ihnen *Daaenich* sagt. Genau so geht es ihnen, wenn jemand von *Aldaschdoag* erzählt oder wenn sie nach ihrem *Schualmoaschder* gefragt werden oder wenn eine Heckgeiß (Eidechse) bei denen drüber eine *Heegoaß* heißt. Unverständlich ist es ihnen vollends, warum die Leute südlich der Teinach alle *olf* sagen statt *elf*. Sie wissen ja nicht, daß das Zahlwort, das bis vor hundert Jahren selbst in der Schriftsprache zuweilen noch *eilf* geschrieben wurde, vom althochdeutschen *einlif* kommt und somit im Schwäbischen verdumpt gesprochen wird, wie alle Wörter mit dem alten ei-Laut.

Aber da gibt es noch mehr Unterschiede. Nördlich der Teinach, in Würzbach etwa, wo in schmucken bunten Häusern ein in der Gegend bekanntes lustiges Völkchen wohnt, geht man sonntags zum *Danz*, südlich dagegen, wenigstens nach altem schwäbischen Sprachgebrauch, zum *Daanz*. Im ganzen fränkischen Bereich steht die Bäuerin in der *Kiche*, im schwäbischen in der *Kuche*, jene muß *ufrooma* und das Geschirr *zaamadooa* – diese muß *ufromma* und darf dabei nichts *zemmaschlaaga*. Jene macht abends in ihrem Hühnerstall den *Schlaag* zu, diese den *Schlack*. In den Orten nördlich der Teinach müssen die Kinder in der Schule *lärna*, südlich davon *lääarna*, nördlich schneidet man das *Korn*, südlich das *Kooarn*. Dort heißt es auch für Tor und bohren *Door* und *boora*, südlich der Teinach aber *Dooar* und *booara*. Man hat sich *verzernt* nördlich der Teinach, und *verziiernt* südlich davon, wenn man sich geärgert hat, und man hat es *gschbiürt* nördlich der Teinach, *gschbeiert* aber südlich davon, wenn man sich weh getan hat. Dort sagt man auch *gschbiiga* für gespien, südlich der Teinach dagegen *gschbiibt*. Diese Beispiele für Unterschiede bezüglich Laut und Wortform hüben und drüber mögen genügen; sie ließen sich noch erheblich vermehren. Hier soll nur noch auf einen lautlichen Unterschied hingewiesen werden, der gemeinhin nicht sehr beachtet wird, der jedoch für die Identifizierung der Bewohner nördlich der Stammesgrenze als Franken sehr wichtig ist. Es ist die merkwürdige Längung des ersten Bestandteils des mundartlichen Zwielautes in Wörtern wie Schnee, größer, groß, rot, tot u. a. Diese Wörter werden dort gesprochen: *Schnaae*, *graæßer*, *graaøß*, *raaot*, *daaot*, während sie schwäbisch lauten: *Schnae*, *graæßer*, *graoß*, *raot*.

Aber auch auf dem Gebiet des Wortschatzes gibt es Unterschiede: So kämmte man sich im Heckengäu, im Mittleren und Oberen Wald früher mit dem *Strähl*, nördlich der Teinach dagegen mit dem *Kamm*. Heute



Mundart- u. mutmaßl. Stammesgrenze:

Maßstab  
1:1000000 0 1 2 3 4 Km

noch ist der Taufpate hier der *Dede*, dort aber der *Gede*, ein Unterschied, der auf zwei verschiedenen Ausgangswörtern beruht. Nicht ganz genau deckt sich die Wortschatzgrenze für den großen, zweihenkeligen Futterkorb mit der Stammesgrenze. Schon in Neuweiler, Oberhaugstett und Neubulach nennt man ihn eine *Zeine*, während er im Heckengäu *Gratten*, in den westlichen Waldgebieten dagegen *Schiet* genannt wird. Ein Hahn ist nördlich der Teinach ein *Gockler*, südlich davon ein *Gockeler*, im Südwesten, von Aichhalden an, ein *Habner*. Die Bienen heißen im schwäbischen Raum des Kreises *Baenla*, nördlich der Teinach *Eema*, wobei allerdings zu sagen ist, daß das Wort *Baenle* oft in der Bedeutung wilde Biene auch noch nördlich der Teinach anzutreffen ist. Auch hier ließen sich die Beispiele vermehren.

Aus dem Vorstehenden könnte nun der Eindruck entstehen, als habe die Stammesgrenze bezüglich der Mundart lediglich historische Bedeutung, indem sie das räum-

liche Bild der sprachlichen Gliederung starr festgehalten hat, sei aber in bezug auf die heutige Sprachentwicklung bedeutungslos geworden. Das ist jedoch durchaus nicht der Fall. Es zeigt sich vielmehr, daß gerade in neuer Zeit von hier starke Wirkungen ausgehen, die eine Aufhebung der Mundartunterschiede zur Folge haben. Indem viele Wörter im Fränkischen von der Hochsprache kaum abweichen, dringen sie von der Stammesgrenze aus rasch gegen den Raum der schwäbischen Vollmundart vor. Ein Beispiel ist etwa die oben erwähnte Verdrängung von *Strähl* durch *Kamm*. Ein weiteres Beispiel für viele ist das Wort *Zwilling*, das schwäbisch *Zwiileng*, fränkisch aber, wie in der Hochsprache *Zwilling* ausgesprochen wird. Letztere Aussprache hat schon erhebliche Einbrüche in ehemals schwäbisches Gebiet erzielt. Fast alle derartigen Bewegungen gehen von der Stammesgrenze aus auf das Mittelgebiet des Schwäbischen zu, woraus zu erssehen ist, daß eben diese Grenze, die so lange als sprachraumerhal-

tende Kraft gewirkt hat, heute eine sprachausgleichende Wirkung von nicht geringem Maße ausübt. Das Ergebnis ist eine der Hochsprache angenäherte halbmundartliche Umgangssprache, die infolge vieler Faktoren, zum Beispiel der Erschließung durch den Verkehr (Fremdenverkehr), und der Ausbreitung moderner Nachrichtenmittel (Rundfunk), allenthalben zu herrschen beginnt.

Aber es wäre falsch zu denken, daß sich die Stammesgrenze in ihrer heutigen Wirksamkeit ausschließlich auf die Einebnung der Mundartunterschiede beschränkt; denn auch das Umgekehrte läßt sich beobachten. Gerade hier, gewissermaßen im Schutze der Stammesgrenze, haben sich einige Restgebiete schwäbischer vollmundartlicher Formen erhalten, deren Geltungsbereich vom Mittelschwäbischen her abgebaut wurde und die sonst verlorengegangen sind. So ist die Aussprache *Floasch* für Fleisch heute weit-

gehend verschwunden. Nur in dem Raum dicht an der Stammesgrenze, der durch die Orte Agenbach, Aichelberg, Gompelscheuer, Fünfbronn, Ettmannsweiler, Martinsmoos, Breitenberg umgrenzt wird, führt sie ein auch heute noch durchaus lebendiges Dasein.

Das Beispiel der Stammesgrenze zeigt besonders deutlich den engen Zusammenhang von Geschichte und Sprache. An der heute noch wirksamen Linie der Stammesgrenze offenbaren sich äußerst reizvoll jene gesetzmäßigen Wachstums- und Entfaltungsvorgänge, die insbesondere die gesprochene Sprache als etwas Lebendiges, organisch sich Entwickelndes erkennen lassen wie jedes andere Kulturprodukt auch. Als solches ist sie ein Stück lebendigen Volksguts, das es zu hegen und zu pflegen gilt wie ein kostbares Erbe, in dem sich Altes und Neues vereinigt zum Nutzen und zur Freude kommender Geschlechter.

## Das „Fackeln“

Ein „uralter“ Brauch im Kreise Calw?

Von Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen

Die „Beschreibung des Oberamts Calw“ (1860) berichtet in ihrem allgemeinen Teil (Seite 51) von dem auch heute noch üblichen, nach ihrer Meinung seit Jahrhunderten bestehenden Brauch des „Fackelns“ in der Stadt Calw ziemlich ausführlich, ohne ihn in der Ortsbeschreibung von Calw (Seite 128 ff.) noch einmal zu erwähnen:

„In der Stadt Calw bestehen folgende alte Gebräuche: das *Fackeln* der männlichen Schuljugend im Herbst. Über der am rechten Nagoldufer hinziehenden Straße, der Bischof genannt, steigt der östliche das Thal begränzende Berg steil auf bis zu einer gewaltigen Felsmasse, der *hohe Fels* genannt. Am Fuße des Hauptfelsen liegt ein altarförmiger Sandsteinwürfel, nach jeder Richtung 4 bis 5 Fuß messend. An dieser Stelle, welche einen schönen Überblick über die Stadt gewährt, versammeln sich seit alten Zeiten, vermutlich schon seit vielen Jahrhunderten, jedesmal am Tage nach dem Septemberjahrmarkt bei Einbruch des Abends die Schulknaben, jeder eine Fackel und ein Scheitchen Holz oder etwas Reisach mit sich bringend. Unter Leitung einiger der älteren Knaben wird auf dem Steinwürfel ein Feuer aufgemacht, an welchem die Fackeln angezündet werden, worauf die Fackelträger die oberen Felsen besteigen, und ihre Fackeln jauchzend schwingen. Beim Läuten der Abendglocke ordnen sie sich in eine Reihe, und ziehen auf den längs der Bergseite sanft abfallenden Wiesen in langem Fackelzuge, der von der Stadt aus gesehen einen prächtigen Anblick gewährt, bis zu dem unterhalb der Stadt gelegenen Brühl, wo die Fackeln gelöscht, und die kleineren Reste auf einen Haufen zusammengeworfen und verbrannt werden. Diese Sitte dauerte früher, je nach der Witterung, zwei bis drei Wochen jeden Abend fort, ist aber jetzt polizeilich auf

eine Woche beschränkt worden. Der Ursprung dieser Sitte ist ganz unbekannt, sowohl der Zeit als der Bedeutung nach.“

Es liegt aber für Calw noch eine etwas ältere Mitteilung über das Fackeln vor in den „Wöchentlichen Nachrichten“ Nr. 2 vom 9. Januar 1828. Darin wird von dem Franzoseinfall 1692 gesprochen und daran die Bemerkung geknüpft: „Zum Andenken an diese Begebenheiten scheint nachher das Fackeln der Kinder auf dem Kapellenberg im September entstanden zu sein.“

Während die OAB Calw den Beginn dieser Brauchhandlung auf den Abend nach dem Septemberjahrmarkt ansetzt (heuer 8. September, Mariä Geburt) und sie ursprünglich zwei bis drei Wochen, später eine Woche lang allabendlich dauern läßt, gibt Wilhelm Mönch in seiner „Heimatkunde vom Oberamt Calw“ (2. Aufl. o. J., Seite 193 f.) unter offensichtlicher Benutzung der älteren Oberamtsbeschreibung den Tag nach dem Oktoberjahrmarkt an (heuer 13. Oktober), wobei er hinzufügt, daß das Fackeln nur noch an drei Abenden ausgeübt wird.

Gleichzeitig erwähnt Mönch kurz, daß in Zwerenberg ein ähnlicher Brauch gepflegt werde, bei dem die Schüler der Sonntags- und Fortbildungsschule am Silvesterabend nach dem Gottesdienst mit Fackeln um den Ort ziehen, wonach die Fackeln auf dem Kirchplatz zusammengeworfen werden.

Auch die „Beschreibung des Oberamts Nagold“ (1862) meldet im allgemeinen Teil (Seite 41), „daß in Altensteig am Christabend die Schuljugend mit brennenden Fackeln den der Stadt gegenüber gelegenen Bergabhang hinanzieht bis zu dem Schloßberg, was von der Stadt aus gesehen einen schönen Anblick gewährt“. Dieser Brauch